

Die Neue Welt

Nr. 18

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Fest der Arbeit.

Von Ernst Freytag.

Nicht Herrscherlaune war's, die dich erkoren,
Dich schuf kein Schwert, dich stützt kein Glintenlauf;
Mit bunten Blüten wurdest du geboren,
Ein lichter Frühlingstag, ziehst du herauf.
Herauf aus Kampferfüllten, weiten Massen
Rang sich dein Lenzgedanke jauchzend los,
Dich trug das Volk der Arbeit in dem Schooß —
Du bist ein Kind der stillen, dunklen Gassen.

Nicht wo die Luft wildtaumelnd überschäumt,
Beim Becher nicht und nicht beim Freudenmahle —
Dort, wo die Sehnsucht von der Zukunft träumt,
Ist deine Heimath — unten in dem Thale:
Wo festgefügt die Riesenmauern stehn,
Wo breite Riemen um die blanken Scheiben,
Wo Tag für Tag sich Rad und Welle drehn
Und dunkle Wasser ew'ge Mühlen treiben. —

Dort, wo um's Dasein jede Stunde ringt,
Wo harte Hände um das Leben streiten,
Wo jeder Tag im grauen Strom versinkt
Der ruhelosen, kampfgebornen Zeiten;
Wo schwer der Pflug durch harte Schollen drängt,
Des Landmanns Schweiß die durstige Erde tränkt,
Wo nur der Arbeit heiße Athem gehen —
Dort, Fest des Frühlings, sollst du auferstehen.

Dort, Tag der Blüten, sollst du jubelnd künden,
Was tausendfältig jede Stunde zeigt:
Daß sterbend sich die Zeit des Unrechts neigt
Und sich der Wahrheit helle Feuer zünden.
Daß hoffnungsleer nicht unser Leben stirbt,
Und freudelos nicht die Sekunden weichen,
Daß jeder Tag für uns're Freiheit wirbt
Und schaffend greift in alle Räder speichen.

Wir zieh'n empor! Ob dunkle Wetter auch
Wie Sturmgefahr und Donner uns umdrohen —
Aus hoher Riesenschlote schwarzem Rauch
Sehn wir die Feuer uns'rer Hoffnung lohen.

Und häufen thurmhoch sie den blinden Haß —
Ob tausend Foltern ihre Wuth erdächte —
Und brechen sie das letzte uns'rer Rechte —
Roth uns're Sonne! Doch ihr Stern ist blaß.

Ihr Stern verblaßt, doch mächtig ist der Feind,
Und Opfer fordert's, wo die Wogen branden —
Wie manche Thräne wurde schon geweint,
Wie Mancher fiel, der sonst mit uns gestanden.
Es lebt ein Haß, der uns die Fehde schwor:
Zu tödten alles glühende Verlangen —
Wie Mancher trauert hinterm Sitterthor
Und preßt die Stirn an kalte Eisenstangen!

Das ist der Krieg, wo tiefe Wunden bluten —
Der Nächste Haß, der vom Verderben träumt! . . .
Doch, wenn das Maienlicht die Dächer säumt,
Wirft's über Kerker auch die rothen Gluthen.
Es fällt ein Strahl wohl in das tiefste Leid,
Und wo nicht Alles, Alles schon versunken,
Glüh'n wieder auf der Hoffnung stille Funken
Und fordern Kämpfer für die junge Zeit.

Und ein Gedanke lebt in Millionen,
Der wie ein Sieger sich die Herzen neigt,
Der alle Grenzen lächelnd übersteigt
Und seine Fahnen schwingt, wo Menschen wohnen:
Blickt noch von Waffen rings die ganze Welt,
Droht Brudermord dem blühendsten Gelände —
Wir schlagen auf des Friedens weißes Zelt
Und reichen freudig heut' uns schon die Hände.

Wir grüßen uns am lichten Maientag
Und athmen auf vom allzuheißen Ringen,
Wenn aus den Hütten und aus grünem Hag
Der Arbeit frische Maientlieder klingen.
Und zittert finst'rer Groll durch uns're Brust —
Durch Wolken zuckt's in tausend Wetterzeichen:
Es kommt der Tag, der uns in heller Luft
Wird froh die Palme der Erfüllung reichen.

der der Stadtmauer spottete. Das freie, gesellschaftliche Dasein ohne absolutes Königtum, ohne eigentliche Priesterherrschaft, mußte die Aroste, die Bürger-tugend, heranziehen. Im Dienst der Stadt, ihrer Gottheit, ihrer Entwicklung, konnte der Bürger genannt sein „vor den Anderen“. An vollreiche Großstädte in unserem Sinne darf man nicht denken; auf der Agora kannte Einer den Andern. Man durfte in der Seele seines Nächsten lesen. Wer sich auszeichnete, that's für seine Gemeinbürgerschaft; der Sieger in den olympischen Spielen sowohl, wie der Bildner, der die Lokalgothie meistelte; der Tragödiendichter Sophokles, wie der reiche Bürgersmann, der durch sein Geld die theatralische Auf-führung, die ursprünglich mit religiösem Kult zusammenhing, möglich machte. Ein ewiges Ringen, ein ewiger Wettbewerb, losgelöst von der gemeinen Arbeit, die der freie Mann der Polis mißachtete, entstand. Ehr- und Eifersucht von Polis zu Polis regte sich, und nach der Abwehr gegen die Perser schwoll das Lebensbewußtsein noch unbändiger.

All diese Bürgerherrlichkeit war freilich nur möglich durch den Pelotismus auf anderer Seite. Der Pelotismus, die Wirtschaft durch Ueberwundene, durch Sklaven, war der Dünger, auf dem die feine Kunst- und Wissenskultur von Hellas gedeihen konnte, und zugleich neben der Enge der Polis der Grund zum Niedergang.

Die schürftigen Geister Griechenlands konnten die Einrichtung der Sklaverei sich nicht hinwegdenken, Aristoteles nicht und auch Plato nicht, der den Ausspruch gethan: Nichts ist gesund in einer Sklavenseele.

Nicht also privatkapitalistischer Wettbewerb, sondern die innere Macht der Polis haben jene ähnersten Kraftanstrengungen hellenischen Geistes hervorgebracht, wie man sie in den vorhandenen Bauten, Bildwerken und Dichtungen bewundert. An der freigesellschaftlichen Erziehung des Bürgers von Kindheit an, an dem Ideal, Körper und Geist gesund zu bilden, konnten die griechischen Künstler ihre Kräfte messen. Freiheit giebt stolze Haltung und Selbstwerth. Auf Spiel- und Turnplätzen konnte der bildende Künstler den jungen, schönen Körper studiren und seine ertau-nliche Formvollendung gewinnen. Anfangs noch im religiösen Bann, ernst, zur Erhabenheit geneigt, in strenge architektonische Maße sich einschließend, wird sie bewegter, malerischer, milder bei den Meistern Skopas und Praxiteles, wie dem herb erhabenen Tragiker Aeschylus der menschlich wärmere Sophokles folgt. Spät erst, als mit dem Schwinden der inneren Gewalt der Polis die Staatsaufträge den Aufträgen von reichen Privatleuten wichen, ging's auch mit der eigentlichen, schönheitsstrunkenen hellenischen Kunst zu Ende.

Daß solches weitestehende Dasein gemächlich gewesen war, das wird Niemand im Ernst glauben wollen, und Schiller's romantische Klage über die verschwundene hellenisch-heitere Herrlichkeit kann vor der Wahrheit nicht bestehen. In einem meisterhaften Kapitel zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens führt dies der berühmte Schweizer Kunst- und Kulturhistoriker Jacob Burckhardt in seiner umfassenden hellenischen Wirtschafts- und Geistesgeschichte aus. Auf der einen Seite die drohenden Versuche einzelner Familien, zur Tyrannei, zur Gewalt Herrschaft zu gelangen, auf der andern die gährende Pelotismus. Und dazu der aufreibende Wettstreit innerhalb der Polis und die Fehden der Poleis untereinander. Wohin die tollgewordene Ehrbegierde führen konnte, an dem klassischen Beispiel des wahn-witzigen Herostas, der den Bau von Ephesos anzündete, ist es zu erkennen. Die pessimistische Mythenbildung der Hellenen mit ihrem Schicksalsbegriff, dem man nicht entweicht, mit ihren trügerischen Orakelsprüchen und mit ihrem frühen Welt-schmerz, sowie die Gedichte der Tragiker und die beißenden Satiren der komischen Dichter legen Zeugniß davon ab. Kaum eine Gesellschaft verstand sich so trefflich auf die Kunst, im Gespräch Herzleid zuzufügen, wie die schlendernden Bürger auf der Agora, meint Burckhardt, und Aristophanes, der Komödiendichter, ist ein treffendes Beispiel.

Nach der Entartung der Polis durch streberhafte

Demagogen, durch die Unmöglichkeit, den engen Besitzstand gegen anstürmende größere Mächte und gegen die eigenen Eifersüchteleien der Städte aufrecht zu erhalten, begann erst die eigentliche internationale Kunstmission von Hellas, die Ausbreitung der hellenischen Kultur.

Schon als im eigentlichen Hellas die Privat-aufträge der emporgekommenen Familien sich zu häufen begannen, nahmen die Kunstwerke geistreiche, mitunter naturalistische Züge an. Die Künstler mußten sich mehr oder weniger nach dem Geschmack Einzelner richten. Herb naturalistischer Wahrheitsbeobachtung, wie in der schmerzbelegten Laokoongruppe, begegnet man nicht selten; hier werden schon Empfindungen losgelöst, die das Feingefühl vor-maliger Hellenen ihrer heftig-leidenschaftlichen Bewegung wegen vielleicht verlegt hätten.

Eine Kunstübung, wie die hellenische, wird nicht durch eine Gewaltkatastrophe überrannt. Auch hier fließt Alles. Oft überrascht das Werk einer Nachblüthe, oft die Fähigkeit, sich neuen Umwälzungen anzubequemen. Als die Staatsbildungen Griechenlands längst zerfallen waren, kam es doch noch durch griechische Künstler zu einem byzantinischen Stil. Es war die Zeit byzantinischer Unterthänigkeit, überall ein feisgeregeltes Zeremoniell. Selbst die Heiligen beugen sich wie Unterthanen vor dem Allerhöchsten. Die byzantinische Kunstperiode indessen bleibt episodisch.

Wesentlich ist die Befruchtung Roms durch das überwundene Hellas. Der römischen Kultur fällt keine besondere originelle Note in der Kunst zu. Die alteitruskische Stammbevölkerung konnte ihre ursprünglichen Kunststoffe nicht weiter ausbauen. Die gefährdete, in Kriegen befestigte republikanische Welt Roms konnte naturgemäß keine künstlerischen Höhen ersteigen, und nach dem republikanischen Niedergang mußte das prunkende Cäsarenthum für sich wie seine Geschöpfe auf Machtausbreitung und stetige Erobererfahrten bedacht sein. Volk und die nothwendige militaristische Kaste mußten beschäftigt werden. Ein Keil trieb den anderen. Während Weltmachtpolitik getrieben wurde, nahm man die hellenische Kunstweise, die gleichfalls einen Erobererzug durch die damalige Kulturwelt wagte, gleichsam leihweise auf. Die Ueberfülle an künstlerischen hellenischen Kräften, die gezwungen waren, sich zu zerstreuen und Brot zu suchen, kam dem Allen zu Gute. Dem Sinne Roms entsprachen die massigen Aufbauten, Wasserleitungen und Kunststraßen, die luxuriösen Bäder und vor Allem die Colosseum, die Niesentheater und Arenen, die durch Massenhaftigkeit imponiren. Die künstlerischen Vorbilder trugen die römischen Garnisonen in alle Welt hinaus, nach Nordafrika wie rheinaufwärts brachten sie sie mit; wie die Hellenen ihre Agora, wollten die Römer nicht ihr Forum missen, ihren Marktplatz mit dem Basilikabau, der Versammlungshalle, aus der sich organisch später ein christlich-mittelalterlicher Kunststil entwickeln sollte.

Die schweren Katastrophen, die über das Römerreich hereinbrachen, die wirtschaftliche Zerbröckelung, die Völkerwanderungen, eine elementar-ökonomische Bewegung um Land und Leben und die Ausbreitung christlicher Ideen hatten, da ja die Kunst des Menschen Thaten überallhin begleitet, auch auf die Kunstpflege ihren natürlichen Einfluß geübt. Aber unterbunden, völlig unterbunden war der künstlerische Besitz aus der Antike niemals. Der Draht zwischen Hellas und dem Judenthume war niemals entzwei-gerissen. Darin haben so geistvolle Leute, wie der heidnisch-philosophische Antisemit Eugen Dühring, Unrecht. Das Zeitalter Karls des Großen schon faßt antike Erinnerungen zusammen, und Bauten wie die Palastkapelle Karls im Aachener Münster sind nicht möglich ohne fortgesetzten Zusammenhang mit römisch-griechischer Kunst.

Das theokratische, priesterlich gelenkte, geistig und wirtschaftlich streng abgeschlossene Judenthum mußte sich auf sich selber konzentriren. Lyrische Künste, Empfindungs- und Gedankenenergie, innerlich-religiöse Betrachtung haben bei ihm sich vorzugsweise ent-faltet. Sie umfassen Idyllisches und so erhabenes Pathos, wie im Buche Hiob niedergelegt ist. Aber

die starr gefesselte Abschließung mußte die Pflege der bildenden Kunst behindern. Das neuerstandene Christenthum brach mit der theokratischen Ausschließlichkeit. Die religiös-soziale Bewegung stieß auf alte Kulturvölker. Kaum hatte sie Boden gefaßt, brauchte sie die Kunst und künstlerische Vorbilder zu ihren Versammlungen, zu ihrer Weihe, zu ihrem Kultus.

Wie viel die altchristliche Kunst der Antike zu danken hat, wie selbst die heidnischen Germanen überall, wo römische Spuren vorhanden waren, wo irgend ein Bildwerk gefunden wurde, ihren eigenen Kunst- und Nachahmungstrieb darnach bildeten, das ist ein Gebiet, das erst die jüngste Forschung deutlicher erschließt. Vor Allem ist aus den kuppelgedeckten Basiliken der romanische Kirchenbau hervorgegangen; ein marantes Denkmal besitzen wir im Dom zu Speier.

Die sogenannte Renaissance (Wiedergeburt), die auf dem Grund der Antike ein grandioser Emanzipationskampf war und recht den modernen Begriff der Individualität, wie des Weltbürger-Gedankens zugleich vorbereiten half, kam also durchaus nicht so ganz unvorbereitet, als hätte man plötzlich längst vergrabene Schätze aufgefunden. Gewaltige Kräfte wurden in der Renaissance frei, besonders in ihrem Mutterlande, in Italien. Es war, als wären überall fruchtbare Gewitter niedergegangen; aber all diese Höbenerscheinungen haben ihren ökonomischen und geistigen Untergrund, der weit in die feudal-kirchliche Verfassung des Mittelalters und in die Weltmachtkämpfe der römisch-deutschen Kaiserherrschaft zurück-reicht. Dichter und Künstler, daran muß man festhalten, sind keine Propheten, wie uns die Schulweisheit lehrt. Oft bringen sie eine Epoche nicht zur Vollendung, wenn veränderte Erkenntniß, veränderte Wirtschaftsbedingungen neue Wege angebahnt haben. Altes und Neues kreuzen und begegnen sich. Ein ganz einleuchtendes Zeugniß giebt der Wandel der gothischen Monumentalkunst ab, die von Frankreich, dem führenden Land mittelalterlicher Kunstbewegung ausgegangen war und in der Kathedrale zu Rheims ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Man kann es sentimental bedauern, daß es den germanischen Stämmen im heutigen Mitteleuropa nicht vergönnt war, sich trotzig anzuleben, ihre naturreligiösen Anschauungen, ihren Mythenbesitz auszubauen. Aber alle Sentimentalität schwindet vor den tatsächlichen Ereignissen; und wo hätte je eine Nation gelebt, völlig unbeeinflusst, von anderen unbefruchtet. Nicht einmal chinesische Mauern sind ein Schutz für durchaus originale Entfaltung. Die Noth hat die wirtschaftlichen Einheiten der Geschlechter zum Stammesbewußtsein geleitet, die Noth hat die Wanderfahrten und die Berührung mit Rom zeitig-berbläst leben die Erimmerungen alter Kultur im neuangenommenen Christenthum, verbläst werden mythisch-religiöse Anschauungen zum Helbengedicht der Nibelungen. In der römischen Krönung sehen die Wahlkönige das Sinnbild des alten Imperiums, der alten Welt Herrschaft; ritterlich-höfische Vorrechte durchbrechen die vormalige soziale Ordnung und die ritterliche Poesie mit ihren Wechselwirkungen zwischen Frankreich und Deutschland beginnt. Troubadoure und Minnesänger tauchen auf, das Genie Wolther von der Vogelweide mit seinen agitatorisch-politischen Gesängen reicht schon über sie hinaus und Wolfram von Eschenbach's „Par. isal“ ist die poetische Verklärung christlich-ritterlicher Anschauung, ein Weltbild für sich. Äußere Weltbegebenheiten, der erobernde Wanderzug des Islams, die Machtkämpfe zwischen Kaiser und Papst um das Imperium kommen hinzu und überall ist die Geistesverfassung gegeben, aus der man die inbrünstig-religiösen Bewegungen bis zu ihren Exaltationen und Bußübungen begreift. In Frankreich predigten die beredten Zungen voran. In Frankreich zunächst entwickelte sich der mönchliche Einfluß zur Größe. Man braucht nur an Bernhart von Clairvaux zu denken; und in Frankreich die hochauftretende gothische Pfeilerkonstruktion. Der Massenbau wird in einen Gliederbau verwandelt, so bezeichnet es der Kunsthistoriker Springer. Aus dem romanischen Bau wird ein Strebesystem ausgebildet. Es ist, als drängte Alles nach oben empor



Die Arbeit. Nach dem Mittelbilde des Trupphons von Ludwig Detmann

und stimmte zu feierlicher Andacht. Die Decke des Bauwerks wird auf Pfeilern aufgerichtet. Die Umfassungswände werden von der Funktion des Tragens entbunden. Kühne Durchbrechung von Wänden gestattet die Anordnung weiter Fenster, gewährt der Glasmalerei neue Aufgaben. Verhältnismäßig spät ist in Deutschland, und noch später in England der gotische Monumentalstil vollendet worden; wieder schon war eine neue geistig-ökonomische Epoche im

Anbruch; aber uns bleiben als Vermächtniß die stolzen Bauwerke am Rhein und an der Donau, die Münster in Straßburg, Freiburg und der Dom zu Köln, Ulm, Regensburg und St. Stefan in Wien. Wie im kleineren, episch-mittelalterlichen Maßstab Kunstpflege und Wirtschaft zusammenfließen, das geht aus dem einen deutsch-mittelalterlichen Moment schlagend hervor: Als im 13. Jahrhundert die Silberadern des Erzgebirges erschlossen wurden, da wurden

plötzlich Freiberg und Wechselburg zu den wichtigsten Plätzen deutscher Bildhauerei. Aus jener Zeit stammt die berühmte goldene Pforte zu Freiberg. Jakob Burckhardt weist in seiner „Kultur der Renaissance“ auf Dante, den Dichter der göttlichen Komödie, als die erste weltbürgerliche Individualität im großen Stil hin. Er meint, der Kosmopolitismus, das Weltbürgerthum, sei ein Zeichen jeder Bildungs-epoche, da man neue Welten entdeckt

und sich in der alten nicht mehr heimisch fühlt. Und doch fußte Dante noch auf mittelalterlichem Boden und träumte noch vom römischen Weltimperium. Aber schon hatte er als freigewordene Persönlichkeit ein hochgestiegenes Selbstgefühl. Er kam aus dem stolzen Florenz, das durch die Renaissance so bedeutsam für die europäische Kulturwelt werden sollte. Ein ganz anderes, subjektives Werthbewußtsein erfüllt seine Sprache als selbst die des fahrenden Sängers Walthar von der Vogelweide, der wie ein armer, gedrückter Teufel vom feudal-mittelalterlichen Standpunkt aus ausrufen konnte: „Ich han ein Lehen!“ das heißt, nun bin ich wer! Eine Ständerechiebung muß vor sich gegangen sein; alte Autoritäten wanken, neue Elemente drängen jäh und ungestüm in die Höhe. (Schluß folgt.)

Ein deutscher Despot.

Von M. Damman.

Zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts seufzte Deutschland, aus vielen Dugenden von Staaten bestehend, zum weitest aus größten Theil unter der Despotie von Herrschern, die alles Andere waren, nur nicht deutsch. Versailles und der Sonnenkönig war ihr Ideal. All die Ausschweifungen Ludwig XIV. wurden von ihnen getreulich nachgeahmt, so weit die vorhandenen Mittel reichten. Waren diese zu Ende, das Land mit Schulden überladen, die Steuererschraube beim besten Willen nicht mehr anzuziehen, dann wurden die getreuen Unterthanen, ob jung oder alt, ledig oder Familienväter, wie eine Heerde willenloser Thiere zusammengetrieben und als Kanonensfutter an die Holländer und Engländer verschachert. Die für das Leben und die Gesundheit der Landeskinde gezahlten Summen kamen ungeschmälert französischen Buhl-damen, Abenteurern und italienischem Opern- und Balletpersonal zu Gute. Indessen gefellte sich zu der französischen Ueberkultur bei den Herrschern ein gut Theil Nothheit, die im Vereine mit dem Bewußtsein absoluter Machtvollkommenheit Despoten von römi-schem Cäsaren-Gepräge hervorbrachte.

Ein geradezu typisches Beispiel dieser Art Landesfürsten ist der vorletzte Markgraf von Ansbach, Karl Friedrich Wilhelm. Dieser Herr regierte vom Jahre 1723 bis 1757 sein fünfundsiebzig Quadratmeilen großes Fürstenthum so, wie die spanischen Konquistadores in den amerikanischen Kolonien hausten. Nichts war ihm heilig, am wenigsten aber das Leben seiner Unterthanen. Seiner Maitresse zum Spas schloß er einen Schornsteinfeger vom Dach, um sich mit dieser Dirne am Falle des Unglücklichen zu ergötzen. „Der seine Gnade ansehenden Wittwe des frevelhaft Ermordeten gab der biedere Fürst fünf Gulden.“ „Wenn man die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ansbach herrschenden Zustände türkische nennen wollte, so wäre das eine durchaus ungerechtfertigte Beleidigung der Muselmänner; sie nähern sich vielmehr der durch das Königreich Dahomey repräsentirten Kulturstufe: Serenissimus ist echt patriarchalisch Ankläger, Richter und Henker in einer Person!“ sagt Friedrich Kapp, und die vorliegenden, dokumentirten Beweise lassen sein Urtheil noch zu gelinde erscheinen.

Hinrichtungen waren in Ansbach an der Tagesordnung. Ebenso wie der Jude Rab Ischerlein, der den Landgrafen betrogen hatte, in grausamster Weise den Tod erleiden mußte, fiel 1740 Oberst Engel und kurz darauf ein Graf von Schaumburg wegen Staatsverbrechen durch Hinterschand. Christoph Wilhelm von Rauber hatte Pasquille und Bilder gegen die Regierung und die Rathskollegien verbreitet. „Durch den Inquisitionsrath Joh. Chr. Schniglein wurde ihm auf der Feste Wilsburg, wo er verhaftet lag, in Gegenwart mehrerer Ober- und Unteroffiziere und Konstabler das Urtheil vom 30. Mai 1740 dahin verkündet: daß er sich selbst freiwillig auf

das Maul zu schlagen habe, was außerdem durch den Scharfrichter vollzogen werden soll, seine Pasquille unter seinen Augen vom Scharfrichter zu verbrennen seien, er selbst aber hierauf mit dem Schwerte hingerichtet werden solle, welches Letztere jedoch der Markgraf aus Gnaden in eine ewige Gefangenschaft zu Wilsburg verwandelte. Sein schon 1722 — also 18 Jahre früher — unter Vorbehalt des lebenslänglichen Nießbrauches der fürstlichen Kammer verkauftes Rittergut Steinhart bei Dettingen wurde eingezogen, 1768 aber dem von Krailsheimischen Fideikommiß um 78 500 Fl. wieder verkauft. Die Gattin des Unglücklichen, Friederika Helena, war selbst eine geborene von Krailsheim.“

Seine hochfürstliche Durchlaucht verstanden das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Sie bestrafte einen Lästler, indem sie ihn gründlich unschädlich machten, und verdienten dabei noch eine für die damaligen Geldverhältnisse außerordentlich große Summe. Das Geldverdienend verstand der Markgraf überhaupt besonders gut, beinahe so gut, wie das Verschwenden. Seine Landeskinder, die er heerdenweis nach England verkaufte, wußten ein Lied davon zu singen.

Sein würdiger Sprößling hatte auf der damals nicht umgeharen Auslandsreise des Guten etwas zu viel gethan und kehrte sich und entnervt in's Vaterhaus zurück. Durch Ruhe und Pflege genas er zwar bald wieder, aber sein Reisebegleiter, Hofrath Meyer, hatte die Ausschweifungen des fürstlichen Wüstlings schwer zu büßen. Da der Markgraf kein eigenes Zuchthaus besaß, so that ihm sein Kollege von Hannover den Gefallen, Meyer durch hannoversche Dragonier in das berühmte Gefängniß von Celle führen zu lassen, wo er einfach für immer verschwand. Daß er dort hingerichtet worden sei, ist nicht verbürgt, er wird also wohl in Ketten dahin gesteckt sein.

Der Günstling des Fürsten, der Reise-Oberstallmeister von Reichenstein — mit Titeln waren die Duodez-Ludwige stets sehr freigebig — war trotz seines schmutzigen Geizes und seiner allbekannten Bestechlichkeit überall beliebt, da er ein offenes Wort dem Fürsten gegenüber nicht schonte und selbst mit Gefahr seiner Stellung und seines Lebens den Herrn von Gewaltthätigkeiten zurückhielt. So, als der Markgraf einmals die Pistolen von ihm forderte, um einen Hirten niederzuschießen, der ihm und seinem scheuen Pferde nicht schnell genug die Heerde aus dem Wege trieb, verweigerte er die Waffe mit dem Bemerkten, sie seien nicht geladen. Kurz darauf schloß er beide Pistolen ab, und als der Markgraf erschreckt nach der Ursache fragte, meinte er kalt: „Ich glaube, daß Sie, gnädigster Herr, heute Nacht ruhiger schlafen werden, weil Sie meine Pistolen erst jetzt, statt eine Weile früher krachen gehört haben!“

Des Fürsten Pünktlichkeit im Besuche des Gottesdienstes hinderte ihn niemals, für ein Nichts Menschenleben, oft in der grausamsten Weise, zu opfern. Sein Biograph Lang zählt eine ganze Reihe solcher Vorkommnisse auf, aus welcher nur eine kleine Blüthenlese ausgewählt sei. In den Jahren 1733 bis 1745 fanden neun militärische Exekutionen statt. Ein Soldat wurde erschossen, sechs gehängt, einer lebendig gerädert und einer verbrannt. Am 11. August 1738 wurde „die Katharina Gallin, ein preussisches Soldatenweib, an einem Lindenbaume, unweit des Falkenhauses, aufgehängt, weil sie einen Gefreiten der Leibkompagnie, Namens Johann Heublin, zur Desertion verleitet, wobei sie, der Soldat und der preussische Werbeoffizier bei Stein ertappt worden. Der preussische Werbehauptmann mußte die Exekution mit ansehen und wurde dann auf die Feste Wilsburg gebracht. Den Deserteur hatte man wahrscheinlich zum Aufhängen allzu schön befunden.“ Einen diebischen Soldaten, den der Wirth Neumann bei der ansbachischen Kirchweih auf frischer That ertappte, ließ der gerechte Herr an einem rasch errichteten Galgen in unmittelbarer Nähe des Thatorthes hinrichten. Eine Dienstmagd, die mit einem Soldaten geflohen

und in die Hände der Verfolger gefallen war, hängte man auf des Kurfürsten Befehl ohne weiteres gerichtliche Verfahren in Ansbach auf. Einen zum Soldaten gepressten Bürger, der sich nicht soldatisch genug benahm, ließ der Markgraf von zwei Husaren an die Schwänze ihrer Pferde binden und durch die Altmühl schwimmen, „worauf er bald hernach krank geworden und gestorben ist.“ Dem Stallmeister von Gunzenhausen, demnizirt, des Fürsten Hunde nicht sorgsam genug zu pflegen, „ritt er alsbald vor das Haus, rief ihn an die Hanshir und schoß ihn dann auf seiner eigenen Hausschwelle nieder.“ Aber der Fürst hatte doch ein „edles Herz“, denn, so kündet sein Biograph, „nach etlichen Tagen, als der Fürst einem langen Zug von Menschen aus allen Orten her begegnete und er ohne Antwort von den anderen Höflingen blieb, was denn das für ein Auslauf sei? ritt endlich auch hier der Reise-Oberstallmeister von Reichenstein herbei und sagte: „Es wird der Mann begraben, den Euer Durchlaucht vor drei Tagen erschossen haben.“ Der Markgraf war heftig ergriffen und befahl, man solle ihm die Wittwe schicken, damit sie sich eine Gnade ausbäte.“

Selbstverständlich war ein solcher Fürst auch begeisterter Anhänger des edlen Maidwerkes. Alles jagbare Gethier war fürstliches Privateigenthum und Zuchthausstrafe verbot die Tödtung jedes Wildes. „Als 1791 Ansbach preussisch wurde, erlaubte der damalige Statthalter und spätere Staatskanzler Hardenberg den Bauern, das Wild auf ihren Feldern niederzuschießen. Seither hatten sie Sommer und Winter die Nächte mit Schreien zubringen müssen, um ihre Felder vor dem in Massen herumstreichenden Hochwilde zu schützen. Verschliefen sie eine Nacht, so war auch die Saat zertreten. Dem nur schreden durften sie das Wild, und es war ihnen bei Zuchthausstrafe verboten, ein Gewehr oder einen Knüttel, ja selbst einen Hund mit sich zu führen.“

Kein Wunder, daß, als der hohe Herr endlich die Augen schloß und sein Sohn die Regierung trat, das Land mit etwa fünf Millionen Thaler Schulden belastet war. Allerdings wurde es seinem Nachfolger leicht, einen Theil dieser Summe durch die von England für den Verkauf seiner Soldaten erhaltenen Gelder zu decken. Dieser würdige Nachfolger seines Vaters, an dessen Hofe die deutsche Sprache verpönt war, verstand doch die allmächtige Geliebte des deutschen Fürsten diese „pöbelhafte“ Sprache nicht, genoß trotz alledem ein derartiges Ansehen bei seinem lieben Volke, daß seine bloße Anwesenheit genügte, eine Revolte unter den nach Amerika verladenen Soldaten — für jeden Mann dreißig Kronen Werbegeld, für jeden Gefallenen dreißig Kronen, drei Verwundete galten für einen Todten — sofort zu dämpfen. Von seinen nach Amerika gelieferten 1644 Mann kehrten nur 1183 Mann nach der Heimath zurück, das war für das Land, nicht aber für dessen Oberhaupt, ein Unglück, denn händeringend strich der Fürst dafür das runde Süm-men von 106 337 Pfund Sterling ein, nach heutigem Geld zwei Millionen, einhundert sechsundzwanzig-tausend, siebenhundertvierzig Mark. Hierzu kamen noch rund £ 231 024 — 4620 480 Mark Löhnung an die Truppen, von denen der Markgraf gleichfalls einen Theil einheimste. So bedeutend diese Erträge des Großhandels mit Menschenfleisch auch waren, reichten sie doch für die Bedürfnisse des Fürsten nicht aus, und so trat er denn 1791 gegen eine Jahres-rente sein ausgefogenes Land an den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen ab, von dem es 1806 an Bayern kam.

Der Markgraf, dem Schiller in „Kabale und Liebe“ (2. Akt, 2. Szene) eine Schandsäule gesetzt, die leider nur das Porträt, nicht aber den Namen des Gebrandmarkten aufweist, starb am 5. Januar 1806 in England — einsam und vergessen.

Mit ihm erlosch die Linie Brandenburg-Ansbach, die so unendlich viel Herzleid über ein kleines deut-sches Land gebracht hatte. —

